

Jörg Dierken

Im Nachgang

Überlegungen zur Weiterarbeit

1.

Die bei der Frankfurter Tagung zur Theologie und dem Digitalisierungsdiskurs geführten Debatten umgaben ein gewisses Odium des Avantgardistisch-Künstlichen, jedenfalls im Rückblick aus der Corona-Krise herausgesehen. Wenig später verband sich mit dem Thema eine rasante erfahrungsnahe Dramatik. Kaum jemand, der Anfang März 2020 auf analoge Weise im Präsenzmodus über das Binäre und Ambivalente diskutierte, konnte sich vorstellen, dass anderthalb Wochen später wesentliche Teile aller Kommunikation weitgehend in virtuellen Räumen und Online-Formaten stattfinden mussten – oder eben gar nicht. In den Medien war zwar schon vom Coronavirus die Rede, Bilder vom Lockdown aus China waren präsent und ihre Botschaft rückte mit steigenden Infektionen in Europa und Deutschland näher. Doch vorstellen, dass die gewohnten Formen des Lebens mit ihren vielfältigen leibhaften Begegnungen und Gesprächen mit Schallwellen im Raum zu erheblichen Teilen ausgesetzt sein würden, konnte sich wohl kaum jemand. Trotz aller Digitalisierung von vielen Abläufen und Kommunikationsformen war das Alltagsempfinden auf analoge Formate des Miteinanders eingestellt – und wird es in vielen Hinsichten wohl auch bleiben. Die Ein-

schränkungen der Corona-Pandemie zwangen jedoch sehr viele Menschen zu Crash-Kursen in Sachen Digitalisierung, wenigstens auf der Ebene der Benutzeroberfläche von Tools und Techniken. Das verschaffte Einblicke in Chancen und Risiken. Und das legte schonungslos Probleme frei, die es zwar schon vorher gab, aber eher verborgen waren. Ich fokussiere ohne Anspruch auf Vollständigkeit den Universitätsbetrieb aus der Perspektive eines Hochschullehrers und das kirchliche Leben aus der eines Gemeindemitglieds.

Um mit aufgedeckten Problemen zu beginnen: Die Angewiesenheit auf digitale Prozesse und Kommunikation macht auf vielfältige Ungleichheit aufmerksam und verstärkt sie. Auf Vieles wurde und wird oft hingewiesen, etwa unterschiedliche Verfügbarkeit von schnellen Netzverbindungen und Zugängen zu geeigneter Technik sowie von räumlichen Ressourcen in den Wohnungen. Dass Universitäten, Schulen und mehr noch wohl Kirchen Nachholbedarfe an geeigneter Infrastruktur mit aktuellen Standards haben, wurde zu Recht häufig betont. Ungleichheit zeigte sich aber auch im Blick auf digitale Kompetenzen und Möglichkeiten ihrer beruflichen und privaten Nutzung. Differenzen im Blick auf Bildung und Berufe treten unter dem Zwang zum Digitalen deutlicher hervor. Nicht alles lässt sich ins Homeoffice verlagern, und nicht jeder kann mit den verschiedenen Anforderungen von Hard- und Software mithalten. Das betrifft nicht nur unterschiedliche soziale Milieus und gesellschaftliche Positionen, sondern auch verschiedene Altersgruppen. Digital natives können Ältere und Hochbetagte nicht mehr werden, so sehr auch in diesen Gruppen rasche Lernprozesse zu beobachten waren. All dies entscheidet über soziale Teilhabe und gesellschaftliche Partizipation. Und nicht alle Formen von Kommunikations-, Bildungs- und Arbeitsprozessen eignen sich

gleichermaßen zur Umstellung auf digitale Formate. Das betrifft nicht nur »systemrelevante« Arbeiten durch physische Einrichtungen in Bereichen wie von Menschen geleisteter Versorgung und Pflege, sondern auch weitgehend kommunikativ ablaufende Vorgänge wie Unterricht und Beratung von Personen. Hier zeigten sich rasch erhebliche Ausfälle, trotz anerkannter sozialen Wichtigkeit. Auch geistliche Kommunikation, die traditionell in Gottesdiensten unter Anwesenenden erfolgt und bald als nicht »systemrelevant« galt, fand phasenweise kaum statt. Für weitere Bereiche von Kunst und Kultur, Geselligkeit und Reflexion gilt Ähnliches. Freilich sind solche und weitere Ungleichheiten primär durch die Einschränkungen infolge der Corona-Pandemie bedingt, doch die Verlagerung wesentlicher Vollzüge des gesellschaftlichen Lebens in digitale Formate lassen diese Ungleichheiten deutlicher in Erscheinung treten. Ohne Digitalisierung wäre allerdings nichts gewonnen.

Damit sind die Chancen im Blick. Man braucht sich nur einen Augenblick in die Welt vor der Verbreitung der digitalen Medien und Techniken zurück zu versetzen um festzustellen, wie viel Kommunikation und Teilhabe im – gemäßigten – Lockdown 2020 durch ebendiese Medien und Techniken doch möglich war und ist. Videotelefonie und -konferenzen erlaubten im Privatbereich Kontakte, die sonst gar nicht oder erheblich sinnenferner per Telefon oder in Schriftform zustande gekommen wären – wobei beides inzwischen auch in der Regel durch digitale Übertragungswege geschieht. Selbst die tragische Konstellation hinter den verstörenden Bildern von Sterbenden auf Intensivstationen und in Heimen, die sich von ihren Angehörigen per Smartphone oder Tablet angesichts der durch das Virus bedingten Isolierung verabschieden mussten, lässt ein Mehr an Präsenz als

bei gänzlicher Abschottung ahnen. Im Blick auf den Arbeitsalltag zeigte sich rasch, dass sich immerhin etliche Bereiche der beruflichen Arbeit ins Homeoffice verlagern ließen, ebenso Teile des Bildungsgeschehens in Schulen und – vermutlich mehr noch – Universitäten. Nach anfänglichem Durcheinander begann die Kommunikation über Homepages, Lern- und Informationsplattformen, Audio- und Videocasts, Webinare und Videomeetings u. a. m. Freilich war die Bereitschaft zur Improvisation und zum Experiment verlangt, auch dazu, sich durch den Dschungel von Tools und Formaten zu arbeiten und dabei – über digitale Medien – beraten zu lassen. In der Theologischen Fakultät in Halle fanden im Sommersemester 2020 über 90 % der Lehrveranstaltungen digital statt, an anderen Fakultäten lagen die Quoten in ähnlichen Bereichen. Auch Schulunterricht war nicht zur Gänze ersatzlos gestrichen. Und nach einer anfänglichen Schockstarre begannen Gemeinden damit, Andachten und Gottesdienste synchron zu übertragen oder aufzuzeichnen und asynchron abrufbar zu machen. Die vertrauten Kirchenräume waren zu sehen, ebenso die Klänge von Stimmen und Orgeln bis hin zu Chorgruppen, bei denen die Sängerinnen und Sänger in Bildkacheln nebeneinander erschienen und gemeinsam ihre Stimme erhoben. Die Aufrufzahlen lagen zum Teil erheblich höher als bei herkömmlichen analogen Angeboten. Gewiss waren viele Versuche zunächst tastend und mitunter auch hilflos, aber gerade darin auch anrührend. Und gewiss fühlten sich manche, ich selbst auch, irritiert ob der Unzugänglichkeit vertrauter, in langer Erfahrung erprobter Modalitäten der Kommunikation. Das betrifft die private wie berufliche Sphäre, ebenso die von Kult und Kultur. Der digitale Start verlangte die Rückbesinnung auf Elementares und Setzung von Prioritäten. Das ist nicht nur von Schaden.

Grenzen der Technik und ihre Risiken haben sich freilich auch gezeigt. Die Grenzen liegen neben den vielfachen Unzulänglichkeiten bei Ausstattung, Engagement und Ideenreichtum insbesondere darin, dass gewisse Komplexitätsgrade der Kommunikation schwer in digitale Formate übertragbar sind, insbesondere, wenn sie Spontaneität und Reflexion verbinden. Assoziatives Fortentwickeln von Ideen ist bei Videokonferenzen erschwert, man sieht die Physiognomie der Anderen nicht gut, Reaktion erfordern umständliche Meldung und Freischaltung, Zwischenbemerkungen und -töne fallen fort oder werden in Chats verlagert. Stoffvermittlung in Lernplattformen ist möglich, sofern der Stoff kleinteilig definiert ist. Besprechungen funktionieren, wenn die Teilnehmer wissen, was sie welchem Adressatenkreis sagen wollen. Diskussionen ergeben sich, wenn die Akteure an Gemeinsames anknüpfen und unterschiedliche Perspektiven darauf darstellen können. In inhaltlicher wie pragmatischer Hinsicht bedarf es einer nicht unerheblichen Standardisierung, damit die Kommunikation ihre Ziele erreicht. Das kann durchaus hilfreich sein und zur Strukturierung beitragen, auch kann die Erschließung des Stoffs erleichtert werden. Doch Grenzen zeigen sich im Blick auf eine Kreativität, die assoziativ Konnexen stiftet und sich durch Unbekanntes zur Reflexion anregen lässt. Hinzu kommen vielfältige Möglichkeiten zum Ausstieg aus der Kommunikation, ohne dass dies bemerkt und als kommunikativer Vorgang wahrgenommen wird. Im digitalen Semester sind faktisch viele Studierende ausgestiegen oder auf der Strecke geblieben. Eigentümliche Phänomene, wie stummgeschaltete Bildkacheln mit bloßen Initialen bei Fragestunden in digitalen Vorlesungen, führen das Medium ins Absurde, mögen sie auch zur Verbesserung der Übertragung an alle, der Verminderung des Energieverbrauchs oder

zum Schutz der Privatsphäre erfolgen. Zum Risiko werden solche Grenzen der digitalen Kommunikation – die teils in der Technik und ihrer Logik liegen, teils im Verhalten der Nutzer auf den verschiedenen Seiten –, wenn diese Kommunikation umstandslos zum Königsweg erklärt wird. Das war und ist vermutlich im Bereich der Kirchen weniger der Fall, schon angesichts der hohen Ungewissheit hinsichtlich der Folgen der Corona-Krise für die kirchlichen Institutionen. Im Bereich der Universitäten zeigten sich indes phasenweise Phantasien zur Idealisierung der Digitallehre, der gegenüber die analoge antiequiert sei. Wer ihr noch irgendwie nachhängt, negiere die Chancen der Krise, so war verschiedentlich von bildungspolitisch Verantwortlichen zu hören. Genau damit werden die Chancen jedoch selbst zu Risiken. Im Blick auf die Universität liegen sie etwa darin, dass das Studium am Ende in den Konsum digitaler Konserven mutiert, mögen sie auch eine leicht zugängliche Vielfalt bilden und nach gewissen Anfangskosten konkurrenzlos billig werden.

2.

Die Erfahrung aus der Corona-Krise lehrt, dass weder Idealisierung noch Verteufelung der digitalen Kommunikation angesagt ist, sondern ein realistischer Blick auf ihre Chancen und Risiken, einhergehend mit Gegenmaßnahmen gegen Missstände und Fehlentwicklungen. Dazu bedarf es der Weiterarbeit am Themengebiet der Tagung. Vier Hinsichten seien knapp benannt:

1. Die kategorialen Strukturen des Digitalen und des Religiösen bedürfen weiterer Erkundung. Es hat sich gezeigt, dass eine einfache Verteilung von Binärem und Ambivalentem zu

kurz greift, der Titel der Tagung hat insofern einen durchaus rhetorischen Charakter. Die Binarität von 0 und 1 ist zwar die basalste Form digitaler Schaltung, aber gerade ihre simple Formalität macht sie geradezu universal anwendbar. Während die Komplexität des modernen Lebens in gleichsam analoger Vordergründigkeit nicht mehr überschaubar zu sein scheint, unterliegt es hintergründig Regeln, die Wiederholungen und Wahrscheinlichkeiten folgen. Trotz ihrer Vielfalt lassen sie sich digital erfassen. Denn die digitale Binarität baut durch Selbstanwendungen und -potenzierungen tendenziell unendliche Komplexität auf und reduziert sie zugleich auf das Elementarste. Das macht sie grundsätzlich auf alles anwendbar. Ihre Simplität geht mit Fluidität einher. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass alles auch eine Affinität zum Digitalen hat, jedenfalls sofern es Ordnungsmuster ausbildet und ihnen folgt. Überall zeigen sich Reihen, Muster, Wahrscheinlichkeiten, kurz: Strukturen. Das gilt nicht nur im Blick auf materielle Dinge, sondern auch auf soziale Vollzüge. Auch sie unterliegen Ordnungen und modellieren sie. Die Logik des Digitalen lässt dies durch Algorithmen sichtbar werden – allerdings in einer eigenen Sphäre und einem eigenen Zeichensystem, deren Konstruktivität mit denen der analogen Welt nichts unmittelbar gemein hat. Es gehört gewissermaßen zum kategorialen Hintergrund der Erfahrung aus der Corona-Krise, dass digitale Techniken einerseits für fast alle Lebensbereiche Möglichkeiten eröffnen und ihre Vollzüge abbilden, aber andererseits eine gewisse Strukturiertheit im Denken, Handeln und Kommunizieren verlangen. Dass es auch kreative Aufbrüche gibt, die bestimmte gegebene Ordnungsmuster zumindest momentan sprengen oder sich ihnen beim Aufbau neuer entziehen, und dass es Unschärfen gibt, die assoziativ neue Möglichkeiten

erschließen und Ähnlichkeiten erahnbar machen, lässt sich in der Logik des Digitalen nicht wirklich fassen. Darin legt, wenn man so will, eine Ambivalenz – allerdings eine solche, die vom Digitalen her nach ihrem Innen und Außen fragen lässt.

Auch die – christliche – Religion kennt mit Dualen wie Gott und Mensch, Sünder und Gerechtfertigter, Glaube und Unglaube etliche binäre Codierungen. Und auch sie zeigt etliche Überlagerungen ihrer Duale, die zu weiteren Verschiebungen und Differenzierungen führen. Die Unterscheidung von Gott und Mensch gleicht nicht der von Gott und Teufel, aber auch nicht der von Gott und Welt. Prominente Theologien bemühen den Teufel, um zu zeigen, warum Gott Mensch wurde. Erst die Differenzierung von Gesetz und Evangelium lässt den Dual von Sünder und Gerechtfertigtem verstehen, der letztlich keiner sein will und damit Binarität gerade unterläuft. Und der nicht graduierbare Glaube hat zwar den Unglauben zum Oppositum, aber es gibt ihn nicht ohne Zweifel und Skepsis. Die Liste der Stichworte ließe sich leicht verlängern. Theologien lassen sich danach sortieren, welche Leitdifferenzen gewählt werden und sodann auf welche Weise den großen Kosmos weiterer Differenzen organisieren, dabei das Binäre durchaus überwindend. Mit dem Digitalen teilt das Religiöse den Umstand, dass es sich in einer eigenen artistischen Form bewegt. Auch das Symbolische der Religion ist nicht durch die analoge Welt vorgegeben, auch wenn die Sinn vermittelnden Bilder und Klänge näher am Sinnlichen sein mögen als die sich modifizierende Iteration von 0 und 1. Die Nähe zum Sinn mit einem Zug zum Letztgültigen mag das Religiöse freilich auch lebensweltferner erscheinen lassen als das Digitale, das eben für alles offen ist. Sinn, der auf immer größere Zusammenhänge geht und diese mit einer Zielper-

spektive verbindet, ist nicht die Währung des Digitalen, im Unterschied zum Religiösen. Sinn kann als Form freilich hoch ambivalent sein, wie fundamentalistische Phänomene im Umhof des Religiösen zeigen. Ob Religion ein konstruktives Sensorium für das Ambivalente hat und dieses etwa unter Gebrauch von spontaner Reflexion in assoziativen Verbindungen produktiv bearbeitet oder durch Reduktionen der Kombinationen gewaltsam ausblendet, hängt von ihrer Programmierung ab. Fundamentalismus und Anti-Fundamentalismus markieren verschiedene Richtungen im selben religiösen Feld. Deren binäre Opposition löst das Fundamentalismusproblem allerdings nicht, sie verweist vielmehr darauf, dass immer noch etwas Anderes im Spiel sein muss. Dazu gehört die kreative Spontaneität des kommunikativen Agierens sub specie eines transzendenten Anderen, die alles noch einmal anders zu sehen oder zu sagen erlaubt. Religiöse Kommunikation behält sich im Optimalfall mitsamt ihren Wirkungen doppelt im Blick – nicht nur sub specie des vorgestellten Blicks des Anderen, sondern auch im geteilten Wechselblick mit den Anderen, die sich durch kommunikativ eröffnete Assoziationen gleichsam an die Stelle ihrer Anderen zu beamen vermögen. Auch dieses Erfordernis wurde im Digitalisierungs-Crashkurs erlebbar, zusammen mit den Grenzen seiner digitalen Einlösbarkeit. Das dürfte nicht nur mit der fraglos verbesserungsfähigen Technik von Videoformaten zu tun haben, sondern auch mit der Differenz von algorithmisch funktionierenden Turing-Maschinen einerseits und reflexiv gewendeter Spontaneität andererseits. Auch dieser Aspekt bedarf genauerer Erkundung.

2. Auch grundlegende Tendenzen der weiteren digitalen Entwicklung bedürfen genauerer Betrachtung. Künstliche Intelligenz und deep learning stehen für neue Dynamiken

von Algorithmen durch Rückkoppelung von Prozesselementen, die diese selbst modifizieren. Sie ähneln reflexiven und rekursiven Strukturen. Aufgrund ihrer enormen Kapazität und Geschwindigkeit können hierin zunehmend Merkmale von Spontaneität gefunden werden. In deren Verbindung mit Rückbezüglichkeitsstrukturen scheinen elementare Dimensionen des Lebendigen durchzuschimmern. Insofern sind die Bezeichnungen aus dem Gebiet des Lebendigen, Intelligenz und Lernen, naheliegend. Freilich folgt auch Künstliche Intelligenz einer algorithmischen Logik, und ein zentraler Punkt beim deep learning ist die durch schier unendliche Vergleiche ungeheuer verfeinerte Erfassung von Mustern und Wahrscheinlichkeiten. Das will bedacht sein, wenn die sich mit solchen und weiteren Entwicklungen aufdrängende Frage diskutiert wird, ob die Grenzen zwischen Machinalem und Menschlichem fließend werden. Das gilt auch für Machinales in Form von Software und Menschliches in Form von Mentalem. In dieser Diskussion dürfte der um sich greifende Alarmismus wenig hilfreich sein. Schon der zur Steigerung der Tonlage gern getätigte apokalyptische Ausblick, dass die Maschinen die Menschen in ihren Fähigkeiten überholen und letztere am Ende unterjochen, lässt allen Alarmismus immer schon alt aussehen. Mit Nüchternheit, die sich auch aus religiöser Anthropologie speisen lässt, könnte im Blick auf das eine Extrem in diesem Themenfeld, also die Angleichung von Maschine und Mensch, gesagt werden, dass dann solche Maschinenmenschen eben als Subjekte anzuerkennen sein würden, vielleicht sogar mit evolutiv höheren Potentialen. Allerdings müssten sie dazu selbst kreativ werden und Freiheitshandlungen vollbringen können. Das erfordert, Individualität auszubilden, mithin sich von anderem unterscheiden und selbst begrenzen zu können. Solange das nicht

der Fall ist, geht es in der Debatte eher um das andere Extrem, die Unterordnung des Menschlichen unter das Machinale. Dazwischen liegen notwendige Debatten um angemessene Formen der Selbstorganisation der Gesellschaft und damit verknüpfte Formen der – teils subtilen und verschleierten, teils unverblühten und offenen – Machtausübung durch Digitaltechnik und die dahinterstehenden Kalküle.

Die Diskussion dieser Probleme führt auf das Feld der Ethik in Politik, Gesellschaft und Ökonomie. Man mag Ethik angesichts der Digitalisierung für obsolet halten, insofern sie mit der Vorstellung eines zurechenbaren Handelns angesichts von Alternativen mit Freiheitsunterstellungen arbeitet. Allerdings wird man auch dann nicht umhinkommen, technisch zu bestimmen und voneinander abzugrenzen, ob unser Verhalten durch digitale Überwachung mit entsprechenden Anreizen optimiert werden oder ob solche Kontrolle der Bekämpfung von Kriminalität dienen soll. Schon mit einer solchen Beschreibung ist Ethik faktisch im Spiel. Erst wenn beide Seiten der Alternative ununterscheidbar werden, ist die Zeit für Ethik abgelaufen. Ähnliches gilt für die Beurteilung der quasi monopolartigen Macht von Digitalkonzernen, deren Kenntnis von Daten, die die Nutzer ihrer Angebote selbst freiwillig geben, deren Selbstbestimmung schon durch personalisierte Werbung unterlaufen. Bereits eine solche Beschreibung zehrt von einer ethischen Bewertung. Nicht viel anders liegt die Sache bei digitalkapitalistischen Plattformen für hocheffektive Vermittlungen von Nachfrage und Angebot, z. B. für Unterkünfte oder Fahrgelegenheiten. Deren Größe bestimmt nicht nur die Preise der eigenen Vermittlungsleistung, sondern entscheidet auch über Rangstellung und Gewinn der anderen als Erbringer der realen Leistung. Solche und weitere Entwicklungen bedürfen kritischer öffent-

licher Beobachtung und Debatte. Sie liegen an der Schnittstelle von technischen und sozioökonomischen Entwicklungen. Religion kann hier ihr Verständnis des Machinalen und des Menschlichen ebenso einbringen wie ihre ethischen Konzepte von sozialer und wirtschaftlicher Ordnung. Auch das bedarf weiterer Konkretion.

3. Mit den Themen Machinalität, Anthropologie und Ethik ist bereits das Feld von Gesellschaft und Kultur betreten. Es wird durch die neuen digitalen Kommunikationsformate nachhaltig verändert. Insbesondere die Kommunikation in sozialen Medien setzt enorme Dynamiken frei, mit durchaus ambivalenten Konsequenzen. Einerseits ermöglichen es die neuen digitalen Kommunikationstechniken jedem, seine Weltsichten und Meinungen einem tendenziell unendlichen Publikum kundzutun und dadurch mit allen zu kommunizieren. Das ist ein demokratischer und elitenkritischer Grundzug der digitalen Massenkommunikation. Jeder kann senden, nicht nur empfangen. Und jeder kann alles inszenieren, kommentieren und bewerten, nicht nur durch journalistische Filter Aufbereitetes rezipieren. Andererseits gehen damit die Differenzen von Sachverhalt und Meinung, Information und Kommentar verlustig. Wahrheit und fake werden tendenziell ununterscheidbar.

Freilich unterliegt auch die individualisierte digitale Kommunikation der Musterbildung und prägt Schwarmverhalten aus – mit abgestuften Graden der Wahrscheinlichkeit, die sich wiederum digital abbilden und verstärken lassen, etwa durch Techniken der Digitalkommunikationskonzerne. Die mit solcher Muster- und Schwarmbildung einhergehenden Objektivationen können allerdings selbst keinen Anspruch auf Wahrheit begründen, sie müssten sonst eine Position außerhalb ihrer Echokammern einnehmen und Kom-

munikation sowohl intersubjektiv wie auch mit Bezug auf außerkommunikative Sachverhalte abgleichen. Diese werden allerdings selber zu Akteuren in der digitalen Kommunikation, welche den Raum zur Inszenierung von ihrer jeweiligen Einzigartigkeit bereitstellt. Gerade die gleichsam demokratisierten Prozesse digitaler Kommunikationen verschärfen die Regeln der Aufmerksamkeitsökonomie. Hierin Erfolg zu haben, verlangt von den Akteuren, ihre vermeintliche Singularität zu inszenieren. Erfolg ist Resonanz, erkennbar in Aufmerksamkeit durch binäre Klicks und likes gegenüber Nicht-Klicks und dislikes, die sich im Idealfall auch monetarisieren lassen. Das führt zu einem Kampf um möglichst erfolgreiche, mithin auch grelle Singularitätsinszenierung. Da diese nur noch bewertet werden muss, geraten kompliziertes Nehmen und Geben von argumentativen Gründen an den Rand. Ähnliches gilt für die eher grauen Zwischentöne und Ambivalenzen. Die wenn man so will: demokratisierten Formate der digitalen Kommunikation leisten einem ebenso entfesselten wie verschleierte Machtkampf Vorschub, der nicht mehr durch Argumente eingehegt wird. Auch diese Dimension der – mehrfältigen – Verwicklung von Binärem und Ambivalentem bedarf weiterer Erörterung.

4. Ein wesentliches Element dieses Machtkampfes wird durch die Inszenierung von Identitäten markiert. Hierzu zählen gleichsam weichere wie Ernährungspräferenzen und Kleidungsstile, aber auch gleichsam härtere wie Merkmale kultureller Milieus im Spektrum von realen und gefühlten Minderheiten. Auch religiöse oder anti-religiöse Identitäten können hierbei eine Rolle spielen. Religion kann leicht zu einem Moment identitätspolitischer Kulturkämpfe werden. Deren Paradigma ist Identität, das Denken in Unterscheidungen und Differenzen gerät in den Hintergrund – auch

weil diese durch unterschiedliche Echokammern machinaler Kommunikation gleichsam digital gemanagt werden. Für die in den Kirchen institutionalisierte religiöse Kommunikation ergibt sich daraus die Versuchung und Herausforderung, den religiösen Dimensionen des identitätspolitischen Paradigmas intelligent zu begegnen. Die Versuchung besteht darin, dass die massiv bedrängten kirchlichen Institutionen sich ihrerseits des identitätspolitischen Paradigmas bedienen und der ohnehin laufenden Ghettoisierung durch Blasen und Echobildung Vorschub leisten. Das gilt mit gewissen Verschiebungen auch, wenn bestimmte kirchliche Kreise an entsprechende, ihnen affin scheinende identitätspolitische Muster andocken oder sich ihnen gar überlassen. Da sich die kirchliche Kommunikation in einem kulturellen Raum bewegt, der auch durch Identitätspolitik gekennzeichnet ist, wird sie sich dieser Versuchung nicht einfach entziehen können. Die Herausforderung liegt daher darin, mit den damit verbundenen Gefährdungen klug umzugehen. Dazu gehört, die Versuchungen auf der Ebene von Individuen und Gruppen einerseits aufzunehmen und deren Programme im Lichte christlicher Vorstellungen von Mensch und Gesellschaft zu sortieren, ohne andererseits die institutionelle Elastizität zur Kommunikation über identitätspolitische Gruppengrenzen hinweg aufzugeben. Christlich-religiöse Anthropologie und Ethik spielen dabei eine gewichtige Rolle. Hierzu gehört auch, die Bedeutung kirchlicher Institutionen zur religiösen Kommunikation im Blick zu behalten, auch wenn dies dem Zeitgeist wenig attraktiv erscheinen mag. Als bloße Nachbildung der digitalen Kommunikation mit ihren identitätspolitischen Tendenzen werden die kirchlichen Institutionen auf Dauer wenig erreichen, ebenso durch die Inszenierung einer reinen Gegenwelt. Die Kernkompetenz der Kirchen muss sich

auf das Religiöse richten, das verschiedene andere Lebensgebiete begleiten und beleuchten kann und sich in unterschiedlicher Weise mit dem Denken und Handeln verschiedener Individuen und Gruppen zu verbinden vermag. Will man diese Beschreibung mit Anleihen aus der Sprache der Ökonomie in systemtheoretische Terminologie übertragen, dann ermöglicht die Fokussierung der abstrakten Alternative von Glauben und Nicht-Glauben als Zentrum des kirchlichen Codes im Idealfall, die Affinitäten von bestimmten Kreisen und Gruppen zu identitätspolitischen Programmen aufzunehmen, ohne die Elastizität der religiösen Kommunikation über Grenzen aufzugeben. Auch dies ist ein Thema weiterer Diskussion.

Zu den mit der Digitalisierung den Kirchen gestellten Aufgaben gehört auch, sich besser auf die digitalen Formate einzustellen und sie zu nutzen. Das fängt bei der kirchlichen Verwaltung an und hört bei theologischen Debatten um das Binäre und das Ambivalente nicht auf. Dazwischen liegen die Risiken und Chancen, die durch den Digitalisierungs-Crash-Kurs in der Corona-Krise für die religiöse Kommunikation zutage getreten sind. Es gilt, hieran verantwortlich und kreativ weiterzuarbeiten. Die eingangs skizzierten Risiken und Chancen liegen nahe beieinander. Sie fallen weder einfach zusammen, noch können sie simpel voneinander separiert werden. Eine religiöse Mentalität, die Versuchungen kennt und sich optimistisch zum Umgang mit Herausforderungen berufen glaubt, dürfte jedoch einen realistischen Umgang damit lernen können. Auch dieser Lernprozess gehört zu den Aufgaben, an denen weiterzuarbeiten ist.